

9. Resümee und Ausblick

Kehren wir zurück zur Frage, die den Ausgangspunkt dieses Buches bildet: Welche Rolle spielt die Literatur im Prozess der gesellschaftlichen Veränderung durch Immigration? Um diese Frage zu beantworten, werden im Folgenden zunächst die zentralen Ergebnisse der empirischen Analyse zum österreichischen literarischen Feld zusammengefasst. Im ersten Teil wird die ambivalente Rolle der Literatur im Prozess der gesellschaftlichen Veränderung durch Immigration herausgearbeitet. Immigrant*innen und ihre Nachkommen wurden anfangs im österreichischen literarischen Feld genauso wie im Rest der Gesellschaft ausgegrenzt, bevor sie über dieses in der Auseinandersetzung über Migration eine Stimme erhielten (Abschnitt 9.1). In den beiden darauffolgenden Unterkapiteln wird thematisiert, welche Anstrengung es für die einzelnen Autor*innen bedeutete, sich der Ausgrenzung im Feld zu widersetzen und eine eigene Position zu entwickeln, und wie gering demgegenüber die gesellschaftlichen Auswirkungen ihres Schreibens waren. Dabei sahen sich Vladimir Vertlib und Dimitré Dinev noch deutlich stärker mit Grenzziehungen konfrontiert, insbesondere was sprachliche und rechtliche Ausgrenzungsmechanismen betrifft, als später Julya Rabinowich und Anna Kim. Vertlib und Dinev konnten aber auch deutlich mehr erreichen. Sie machten Immigration in der Literatur zum Thema (Abschnitt 9.2). Rabinowich und Kim ist es dagegen nur in Ansätzen gelungen, die literarischen und gesellschaftlichen Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und ihren Nachkommen zu verschieben (Abschnitt 9.3). Dem Überblick über die empirischen Ergebnisse folgt eine Einschätzung der gegenwärtigen Situation im österreichischen literarischen Feld in Bezug auf Migration sowie eine kurze Zusammenfassung neuerer Entwicklungen, die in diese Studie noch nicht eingeflossen sind (Abschnitt 9.4). Abschließend soll darüber reflektiert werden, wie sich der Neuansatz der postmigrantischen Literaturgeschichtsschreibung in Zukunft weiterdenken ließe.

9.1 Literatur als Medium der Ausgrenzung und des Widerstands

In zahlreichen literaturwissenschaftlichen Publikationen seit den 1990er Jahren wurde den literarischen Werken von Immigrant*innen und deren Nachkommen eine Vorreiterrolle in der Reimagination nationaler Gemeinschaften gegeben, weil sie über die

homogenen Vorstellungen von Nation, Kultur und Identität hinausweisen, die diese imaginierten Gemeinschaften seit dem 19. Jahrhundert prägen. Diese Publikationen bilden eine Grundlage dieses Buches, verweisen sie doch darauf, dass Immigrant*innen und ihre Nachkommen das Potential haben, Gesellschaften zu verändern. Doch sie übersehen, dass auch die nationalistischen Vorstellungen, die zur Ausgrenzung von Immigrant*innen und deren Nachkommen führten, von Schriftsteller*innen, die zu ihrer Zeit als Avantgarde galten, vorangetrieben wurden. In literarischen Feldern kam es zunächst, genau wie in anderen gesellschaftlichen Feldern, zu Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und deren Nachkommen, bevor diese sich die Anerkennung als Autor*innen erkämpften, um sich in die öffentliche Auseinandersetzung über Immigration einbringen zu können. Ein Ziel dieser Publikation ist, die Rolle der Literatur in diesem gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprozess in ihrer Ambivalenz sichtbar zu machen. Deswegen nimmt die postmigrantische Literaturgeschichte die Exklusion von Immigrant*innen und deren Nachkommen in den Blick und eröffnet damit eine gänzlich neue Perspektive auf das Feld von Literatur und Migration. Mit diesem Neuansatz wird erkennbar, dass Literatur sowohl Medium der Ausgrenzung als auch Medium des Widerstands gegen diese Ausgrenzung war, wie die empirische Analyse der Entstehung des österreichischen literarischen Feldes nach 1945 belegt.

Die literarischen Akteur*innen in Österreich trugen von der Nachkriegszeit bis in die 1980er Jahre entscheidend dazu bei, dass sich die Idee einer österreichischen Nation, Kultur und Identität durchsetzen konnte. Im Zuge dieses Nationalisierungsprozesses installierten sie zunächst thematische, literarische und rechtliche sowie im nächsten Schritt sprachliche Ausgrenzungsmechanismen, die zur Folge hatten, dass in den 1970er und 1980er Jahren in Österreich kaum Immigrant*innen als Autor*innen Anerkennung fanden – anders als noch in den späten 1940er und den 1950er Jahren. Erster Schritt in diesem Nationalisierungsprozess war die diskursive Grenzziehung gegenüber Deutschland, die Österreich als eigenständige Nation erst entstehen ließ. Diese beinhaltete eine thematische und literarische Fokussierung auf Österreich. Gleichzeitig wurde die Staatsbürgerschaft zur Voraussetzung für die Vergabe von Preisen und Stipendien. In einem zweiten Schritt entwarfen zentrale Akteur*innen im Feld die Idee einer österreichischen Literatursprache, die im Prozess der Grenzziehung gegenüber politischen Eingriffen zum primären Qualitäts- und damit Auswahlkriterium im literarischen Feld avancierte. Ohne dass es ihnen wirklich bewusst war, etablierten Autor*innen, Zeitschriften, Verlage, Kritik und Wissenschaft damit den zentralen Mechanismus der Ausgrenzung von Immigrant*innen und deren Nachkommen im österreichischen literarischen Feld. Sie banden Kreativität an die muttersprachliche Beherrschung der österreichischen Sprache. Wer diesem Kriterium nicht entsprechen konnte, sah sich, unabhängig von der realen Sprachkompetenz, aus dem österreichischen literarischen Feld exkludiert.

Wie gut insbesondere die Sprache als Ausgrenzungsmechanismus wirkte, zeigt sich vor allem daran, dass diese auch von den betroffenen Autor*innen explizit als selbstverständliches Kriterium ihrer Exklusion akzeptiert wurde. Sie funktionierte also ganz im Sinne dessen, was Bourdieu symbolische Gewalt nennt. Das konnte insbesondere am Beispiel des Autors Kundeyt Şurduym illustriert werden, der selbst auf der Höhe seines literarischen Erfolgs noch davon ausging, dass er den sprachlichen Ansprüchen einer

deutschsprachigen Literatur nicht gerecht werden konnte. Doch auch Vladimir Vertlib, der in den 1990er Jahren zu den ersten Autor*innen zählte, die diesen Ausgrenzungsmechanismus überwinden konnten, steht mit seiner Erzählung über die Ablehnung, die er zunächst aufgrund seiner angeblich mangelnden sprachlichen Kompetenz im Feld erfuhr, noch in dieser Tradition. Er fasst die Kritik einer Lektorin an seiner Sprache nicht als Ausgrenzung auf, sondern als Hinweis darauf, dass er an seiner Sprache noch arbeiten musste. Gleichzeitig ging er lange davon aus, dass die österreichische Exilliteratur für ihn nicht von Interesse sei, akzeptierte also auch in diesem Bereich die nationalliterarische und thematische Grenzziehung.

Doch die Entstehung des österreichischen literarischen Feldes war nicht nur ein Prozess der Nationalisierung, der zur Ausgrenzung von Immigrant*innen und deren Nachkommen führte. Sie beinhaltete zugleich den Kampf der maßgeblichen Akteur*innen um Autonomie von Wirtschaft und Politik. Dieser war entscheidend dafür, dass die Literatur seit den späten 1980er Jahren überhaupt eine so wichtige Rolle in der Aushandlung eines neuen gesellschaftlichen Selbstverständnisses einnehmen konnte. Denn erst die relative Autonomie erlaubt den Autor*innen als Intellektuelle in die Gestaltung der Gesellschaft einzugreifen. Während diese in Frankreich bereits im 19. Jahrhundert zum ersten Mal erreicht wurde, waren österreichische Autor*innen lange Teil des deutschen literarischen Feldes. Erst nach 1945 begann sich ein eigenständiges österreichisches literarisches Feld herauszubilden. In einem ersten Schritt etablierten politische Funktionäre in Zusammenarbeit mit literarischen Akteuren Strukturen, die wirtschaftliche Unabhängigkeit von Deutschland garantieren sollten, aber die Abhängigkeit der Verlage, Zeitschriften und Schriftsteller*innen von der Politik zur Folge hatten. Ab den 1960er Jahren konzentrierte sich eine neue Gruppe von literarischen Akteur*innen darauf, sich von politischer Einflussnahme zu autonomisieren. Erst mit diesem Schritt wurde die Grundlage dafür gelegt, dass Autor*innen direkt in das Feld der Macht eingreifen und damit auf gesellschaftliche Prozesse einwirken können, was sie seit den 1980er Jahren auch vermehrt tun. Ohne diese Entwicklung wäre die Literatur für die Auseinandersetzung über Migration, wie sie in Österreich ab den 1990er Jahren geführt wurde, irrelevant geblieben.

Die historischen Entwicklungen in Österreich sind in dieser Hinsicht also geradezu als paradox zu bezeichnen: Der Prozess, der die Ausgrenzung von Immigrant*innen und deren Nachkommen zur Folge hatte, war gleichzeitig der Prozess, der Autor*innen die Macht gab, die die Literatur für Immigrant*innen und deren Nachkommen überhaupt erst für ihren Kampf um gesellschaftliche Anerkennung relevant machte.

9.2 Etablierung des Themas Immigration in der Literatur

Dass Immigrant*innen und deren Nachkommen in den Literaturwissenschaften oft als Grenzüberschreiter*innen gefeiert werden, hat auch zur Folge, dass übersehen wird, welche Anstrengung es für sie bedeutete, ihre literarischen Positionen zu entwickeln. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass diese automatisch aus ihrer Biografie hervorgehen, wie in Bezug auf Vertlib ausgeführt wurde. Das Leben zwischen den Kulturen und Sprachen, so die Annahme, würde sie dafür prädestinieren, die Vorstellungen von

homogenen Identitäten und Kulturen zu überschreiten. Problematisch ist daran nicht nur, dass damit eine angebliche migrantische Gruppenidentität zur Grundlage einer Argumentation wird, die solche Gruppenidentitäten gerade in Frage zu stellen versucht. Dieser Ansatz macht zudem Diskriminierung und symbolische Gewalt unsichtbar, und zwar nicht nur als tagtägliche Erfahrung, sondern auch in der Literatur. Um sich von solchen essentialistischen autobiografischen Annahmen zu befreien, die den Blick auf die Autor*innen und ihr Werk verstellen, hilft eine differenzierte Auseinandersetzung mit Biografie, wie sie im literaturgeschichtlichen Neuansatz mit Bezug auf Pierre Bourdieu vorgestellt wurde. Aus dieser differenzierten Perspektive werden die spezifischen Widerigkeiten offenbar, mit denen die einzelnen Autor*innen auf dem Weg in die Literatur zu kämpfen hatten. Sie öffnet zudem den Blick für ihre individuellen literarischen Zugänge und offenbart die Vielschichtigkeit ihrer Werke.

Die Auswirkungen der Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und deren Nachkommen, die in Gesellschaft und Literatur existieren, wurden vor allem in den Literaturwissenschaften lange unterschätzt. Bis in die 1990er Jahre wurde Immigration nicht nur in der österreichischen Literatur, sondern auch in der Politik und den Medien kaum thematisiert. Nachdem das Thema dann von den Rechtspopulisten für ihre eigene Profilierung entdeckt wurde, könnte man glauben, dass es besser gewesen wäre, dieses wäre gar nicht zur Sprache gekommen. Dabei bleibt jedoch unberücksichtigt, welche Konsequenzen Unwissen hat. Denn Ausgrenzung von Immigrant*innen und deren Nachkommen fand auch statt, als nicht über Immigration gesprochen wurde. Allerdings gab es damals kein Bewusstsein dafür. Genau das thematisiert Vladimir Vertlib in seinen autobiografisch inspirierten Werken. Er demonstriert, wie das gesellschaftliche Schweigen Migration zu einem Stigma machen kann, das es um jeden Preis zu verbergen gilt, um Beschimpfungen, Diskriminierung, Gewalt und im schlimmsten Fall die Abschiebung zu vermeiden. Die Kinder und Jugendlichen, die im Zentrum von Vertlibs Werken stehen, sehen sich schon sehr früh mit gesellschaftlichem Unverständnis und mit Beschämung konfrontiert und lernen schnell, sich das Schweigen als Habitus anzueignen, um sich solchen Situationen zu entziehen. Genau dieses Schweigen der Immigrant*innen und ihrer Nachkommen perpetuiert jedoch das Unwissen der Dominanzgesellschaft, die sich keiner Schuld bewusst ist, ja nicht einmal wirklich ein Bewusstsein dafür hat, dass Immigration Teil ihrer Realität ist, und zwar auch in den gebildeten Schichten.

Immigration muss sich dementsprechend im literarischen Feld zuerst einmal als ein Thema etablieren, dem gesellschaftliche Bedeutung zukommt. Vertlibs Werdegang illustriert, welch enorme Anstrengung das bedeutete. Er musste das Schweigen, das ihm im Laufe der Jahre zum Habitus geworden war, weil es Sicherheit versprach, ablegen. Bestärkt wurde er darin von Konstantin Kaiser. Kaiser führte ihn an die Exilliteratur heran, die ihm erlaubte, seine Erfahrungen in einer literarischen Tradition zu verorten und ihnen damit Bedeutung zu verleihen. Darüber hinaus half er ihm die sprachlichen Grenzen zu überwinden, die ihm bei seiner ersten Konfrontation mit einem Verlag noch unüberwindlich schienen. Diese postmigrantische Allianz legte die Grundlage für Vertlibs literarischen Aufstieg und öffnete Kaisers Zeitschrift *Mit der Ziehharmonika* (heute *Zwischenschwelt*), die eigentlich der Exilliteratur im Nationalsozialismus gewidmet war, für die Literatur von Immigrant*innen in Österreich. Auch für die Zeitschrift *Literatur & Kritik*

hatten Vertlibs frühe Texte diesen Effekt. Dass er schließlich bei Deuticke seine literarische Heimat fand, stärkte den Verlag in seiner Positionierung als zentraler Vermittler von Immigrant*innen und deren Nachkommen in Österreich, die zu der Zeit von Vertlibs literarischen Anfängen noch im Entstehen begriffen war und mit Dinevs Erfolg zementiert wurde.

Doch jenseits dieser literarischen Institutionen wird offenbar, wie gering das Wissen über Migration in der Gesellschaft zu dieser Zeit war. Das zeigen die Rezensionen zu Vertlibs Debüt *Abschiebung*, in dem er die traumatischen Folgen einer Abschiebung für einen Jugendlichen darstellt. Die Rezensent*innen konnten die Erzählgeschichte nicht mit ihrer Lebensrealität verbinden. Sie qualifizierten diese deswegen als wenig relevant bzw. nicht authentisch ab und zogen es vor, in ihren Rezensionen über Seitenaspekte des Romans zu sprechen. Diese unbewusste emotionale Abgrenzung der Zuhörer*innen macht Vertlib dann in seinen folgenden Romanen zum Thema. Sie trägt dazu bei, dass die Hauptfigur seines Romans *Zwischenstationen* ins Schweigen verfällt. Gleichzeitig ist sie für seinen Protagonisten in *Schimons Schweigen* einer der Auslöser dafür, dass er die Stimme gegen Diskriminierung und Ausgrenzung erhebt. Auch wenn Vertlib mit seinen Werken Immigration als Thema in der Literatur etablieren kann und über das Feld hinaus zu einer relevanten Stimme in der Auseinandersetzung über Immigration avanciert, so bleibt diese Dimension seiner Werke, mit der er Kritik an der Dominanzgesellschaft übt, in ihrer medialen Rezeption ohne Resonanz.

Dimitré Dinev konnte mit seinem Werk auf das von Vertlib Erreichte aufbauen. Er verhalf dem Thema Immigration im österreichischen literarischen Feld zum Durchbruch. Dafür musste der angehende Autor jedoch zunächst einmal die rechtlichen Grenzziehungen überwinden, mit denen er sich in den 1990er Jahren als abgewiesener Asylwerber im österreichischen Recht und als Ausländer im österreichischen literarischen Feld konfrontiert sah. Dinev war nicht nur gut ein Jahrzehnt selbst permanent von Abschiebung bedroht und hielt sich mit Hilfsarbeiten mehr schlecht als recht über Wasser. Auch in der Literatur blieb er lange der unbekannte immigrantische Zuarbeiter aus Osteuropa, der anderen zu Erfolg verhalf, weil er als Nicht-Staatsbürger kein Recht auf staatliche Förderungen hatte und deswegen im Hintergrund bleiben musste. Der Zugang zum Feld unter seinem Namen gelang ihm schließlich über literarische Wettbewerbe in Deutschland und Österreich, darunter »schreiben zwischen den kulturen«. Dessen Initiatorin Christa Stippinger begann zwar schon in den 1990er Jahren, die Literatur von Immigrant*innen und deren Nachkommen zu fördern. Doch erst mit dem Erfolg Dinevs erhält der Wettbewerb die zentrale Bedeutung für die Anerkennung dieser Literatur, die ihm seitdem in mehreren literatursoziologischen Studien zugeschrieben wird.

Dinevs Interesse gilt den vielen Stimmen, die hinter dem Schweigen liegen, das Vertlib in seinem Werk thematisiert. Dabei verfolgt er zwei zentrale Anliegen: Einerseits will er denjenigen eine Stimme in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung geben, die in der Europäischen Union leben und arbeiten, aber ihrer Menschenrechte beraubt sind, sich permanent von Abschiebung bedroht sehen und aufgrund ihrer prekären Situation nicht gegen dieses Unrecht aufbegehren können. Andererseits will er seine Figuren nicht auf diese Rolle der Anderen, die sie zu einem gewissen Zeitpunkt einnehmen, reduzieren, sondern sie als Menschen darstellen, die aufgrund bestimmter Ereignisse

in diese Situation geraten sind, aber ein ganz anderes Leben hinter sich bzw. vor sich haben. Um diese Ambivalenz abzubilden, entwickelte der Autor in Anlehnung an die Philosophie von Emmanuel Lévinas eine Form des Erzählens aus der Perspektive der Anderen, die in den bisherigen Interpretationen seiner Werke übersehen wurde. Dinev präsentiert uns Menschen, die keine Stimme in der öffentlichen Auseinandersetzung haben und doch zu uns sprechen, die Andere sind und doch Helden, denn sie geben Vorstellungen von einer Welt Ausdruck, in der auch ihre Menschenrechte gewahrt sind. Diese Ambivalenz, die sein Werk unter anderem in Bildern von lebenden Toten durchzieht, liest die Kritik als magischen Realismus. Das begründet zwar Dinevs Erfolg, erlaubt es doch, ihn in eine lange Liste von Erfolgsautor*innen einzuordnen. Allerdings werden diese literarischen Mittel oft im selben Atemzug auf seine »balkanische« Herkunft zurückgeführt und damit ihr kritisches Potential abgewiesen. Genau das findet dann im Begriff »Immigrantenliteratur« Ausdruck, der in Bezug auf sein Werk zum ersten Mal zur Anwendung kommt. Dieser beschert der Literatur von Immigrant*innen und deren Nachkommen im österreichischen literarischen Feld mehr Aufmerksamkeit, aber auch den Stempel, dass sie der Dominanzgesellschaft interessante Einblicke in das immigrantische Milieu bietet, darüber hinaus aber keine gesellschaftliche Relevanz hat.

9.3 Kampf gegen Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen

Vertlib und Dinev ist es gelungen, dass Immigranten – zunächst primär Männer – über die Literatur zum Thema Immigration Stellung beziehen können. Doch gleichberechtigte Teilhabe konnten sie nicht erreichen, auch wenn sie diese in ihren Werken anstreben. Die Grenze, die in nationalen Narrativen gegenüber Immigrant*innen und ihren Nachfahren gezogen wird, hat sich in der Literatur verschoben, wurde aber nicht aufgehoben. Sie sind als Autoren sichtbar, können über Immigration erzählen, werden aber weiterhin als Fremde und nicht als Teil der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen. Die beiden Autoren konnten sich diesbezüglich gegen die dominanten politischen Narrative nicht durchsetzen. Insbesondere seit den 1990er Jahren avanciert Immigration zu einem zentralen Thema in der österreichischen Politik. Migrations-, Integrations- und Staatsbürgerschaftspolitiken entwickeln sich zu Instrumenten, die erlauben, nationale Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und ihren Nachkommen fortzuschreiben, die in einer zunehmend global organisierten Welt immer schwerer zu ziehen sind.¹ Mit anderen Worten, die nationale Politik kann Immigration nur bedingt steuern, weil viele Formen von Migration wie Flucht, EU-Freizügigkeit oder Familiennachzug über

1 Kenneth Horvath (2014, 247–265) beschreibt im Detail, wie Immigrant*innen sich in den 1990er Jahren mit immer mehr rechtlichen Grenzen in Österreich konfrontiert sahen, während gleichzeitig der Begriff »Integration«, der bis dahin vor allem die Gleichberechtigung von Geflüchteten meinte, zu einer Forderung nach sprachlicher und kultureller Anpassung mutierte, die Immigrant*innen und ihre Nachkommen zu erfüllen haben: »Ein wesentliches Element der Neudefinition des Begriffs der Integration ist, dass diese jetzt als Problem nicht für die involvierten Migrantinnen, sondern für die nationale Gemeinschaft gefasst wird. Anpassungs- und Sprachprobleme werden, der Argumentation von Triadafilopoulos (2011) entsprechend, zur Bedrohung für die nationale kulturelle Identität« (Horvath, 2014, 264).

internationale Verträge geregelt sind. Sie kann Immigrant*innen und ihren Nachkommen aber das tagtägliche Leben im Land erschweren und diese Politik mit Narrativen verbinden, die die symbolischen Grenzen gegenüber Immigrant*innen und ihren Nachkommen aufrechterhalten. Vertlib und Dinev haben versucht, sich diesen Grenzziehungen zu widersetzen. Doch die Reaktionen auf ihre Werke zeigen, dass die Kritik sich allzu leicht damit zufriedengab, was diese Werke über Immigrant*innen und Migration erzählen. Julya Rabinowich und Anna Kim entwickeln literarische Ästhetiken, die sich der Lesbarkeit verweigern, die Vertlibs und Dinevs Schreiben charakterisieren. Sie fordern mit literarischen Mitteln dazu auf, einfachen Migrationsnarrativen zu misstrauen und forcieren zugleich eine Ausdifferenzierung des Themas Immigration. Frauen kommen zu Wort, wo der Fokus bisher hauptsächlich auf Männern lag, und die besondere Situation von People of Colour rückt ins Blickfeld der Aufmerksamkeit.

In diesem gemeinsamen Rahmen entwickeln die beiden Autorinnen wiederum je eigene literarische Positionen. Julya Rabinowich begegnet den Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und deren Nachkommen mit einer grenzüberschreitenden literarischen Positionierung. Sie nutzt die Möglichkeiten, die ihr die steigende Aufmerksamkeit für Immigrant*innen nach Dinevs Erfolg im literarischen Feld bietet, um über Immigration zu schreiben, denn dieses Thema liegt ihr am Herzen. Gleichzeitig baut sie sich jedoch eine alternative Positionierung auf, in der Migration keine Rolle spielt, um nicht auf dieses Thema reduziert zu werden. Doch bei genauerem Hinsehen lassen sich diese beiden Positionierungen als eine lesen. Rabinowich bearbeitet die Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen von beiden Seiten dieser Grenze. Sie zeichnet einerseits in ihren Werken zum Thema Immigration ein so vielfältiges Bild von Immigrant*innen, dass jeder Versuch, diese als Gruppe zu fassen, von der sich ein österreichisches Selbst abgrenzen kann, scheitert. Andererseits macht sie die männliche Herrschaft zu einem Thema, das nicht nur Immigrantinnen betrifft, sondern in Europa insgesamt noch lange nicht in seiner symbolischen Tiefe erfasst und dekonstruiert wurde.

Grundlage all ihrer Werke ist dabei eine Auseinandersetzung mit den Langzeitfolgen von physischer und symbolischer Gewalt bei verfolgten Minderheiten und Frauen. Konkret befasst sie sich mit traumatisierenden Gewalterfahrungen, die sich über Generationen übertragen und tiefe Spuren in jedem einzelnen Menschen sowie in zwischenmenschlichen Beziehungen hinterlassen. Dieses Thema wird von Beginn an mit einem genauen Blick auf die symbolische Gewalt männlicher Herrschaft verbunden, die Frauen auf den Status von vermeintlich minderen Wesen reduziert. Dabei ist es Rabinowich wichtig, nicht nur zu zeigen, wie diese beiden Formen von Gewalt sich auf der individuellen und gesellschaftlichen Ebene auswirken, sondern auch die Ambivalenz sichtbar zu machen, die in diesem Prozess verloren geht. Zu diesem Zweck entwickelt sie auf Basis der Malerei ein vielschichtiges Schreiben, mit dem sich beides zeigen lässt: die jedem Menschen zugrundeliegende Ambivalenz und die gesellschaftlichen Grenzen, die sich in die Menschen einschreiben und zur Folge haben, dass diese Ambivalenz unterdrückt wird. Mit anderen Worten, Rabinowichs Werke illustrieren, wie Menschen in ihrer Sozialisation dazu gezwungen werden, sich selbst als Mann oder Frau, Russin oder Jüdin bzw. Russin oder Österreicherin zu deklarieren und damit die ihnen innewohnende Ambivalenz zu verdrängen, die solche Grenzziehungen fragwürdig macht. Was bleibt, sind Menschen, die, wie Mischka in *Spaltkopf*, zutiefst verunsichert sind, wie Diana in *Die Erd-*

fresserin dem Tod geweiht sind, oder wie die Hauptfigur in *Herznovelle* zu einer reinen Maske verkommen, hinter der sich nichts verbirgt. Mit diesem Ansatz widerspricht Rabinowich gängigen Migrations- und Integrationsnarrativen. *Spalthkopf* illustriert, dass Immigrant*innen nicht per se zwischen den Kulturen zerrissen sind, sondern diese Risse durch traumatische Erfahrungen ausgelöst und durch gängige Integrationsnarrative verstärkt werden. *Die Erdfresserin* zeigt, dass eine Unterscheidung zwischen ökonomischen Migrant*innen und Geflüchteten, wie sie in europäischen Migrationsnarrativen inzwischen durchgehend gefordert wird, gerade bei schwer traumatisierten Menschen kaum möglich ist. Hinzu kommt, dass Rabinowich solche gesellschaftlichen Grenzziehungen zu einem allgemein menschlichen Problem erklärt, indem sie aufzeigt, dass jeder Mensch gesellschaftlich gezwungen wird, sich der männlichen Herrschaft unterzuordnen. Grenzziehungen werden also in ihrem Werk in jeder Hinsicht neu gedacht.

Auch Anna Kim befasst sich in ihrem Schreiben mit solchen Grenzziehungen. Ihr Fokus liegt dabei zunächst auf People of Colour, die sich noch sehr viel schwerer dagegen zur Wehr setzen können, als Fremde wahrgenommen zu werden. Die Autorin erforscht in mehreren essayistischen Texten, welche Auswirkungen es auf sie persönlich hatte, dass sie sich sowohl in der Familie als auch in der Dominanzgesellschaft damit konfrontiert sah, sich zu einer koreanischen Identität zu bekennen, die sie selbst nie als die ihre wahrnahm. Insbesondere die Abweisung durch die Dominanzgesellschaft, der sie sich zugehörig fühlt, hinterlässt in ihr eine tiefe Verunsicherung. Sie erkennt früh, dass ihr mit dem Recht auf Zugehörigkeit auch das Recht auf die Sprache und damit auf eine Stimme in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung abgesprochen wird. Deswegen widmet sie sich in ihren ersten Werken den Grenzen in der Sprache, die es zu überwinden gilt, um allen Menschen gesellschaftliche Teilhabe zu gewährleisten. People of Colour müssen nicht per se als Andere wahrgenommen werden, so die Ausgangsthese, sondern sie werden als Andere wahrgenommen, weil sich in die deutsche Sprache nationalistische und kolonialistische Grenzen zwischen eigen und fremd eingeschrieben haben. In ihrem Debüt *Die Bilderspur* entwickelt Kim eine Sprache, in der diese Grenzen aufgehoben werden. Diese Sprache macht die Fremdheit derer, die als eigen gelten, genauso sichtbar wie die Zugehörigkeit derer, die als fremd wahrgenommen werden. Kim erschreibt sich mit dieser fiktiven Autobiografie die Existenz als österreichische Autorin. Grundlage dieser kritischen Auseinandersetzung mit der Sprache ist die österreichische Avantgarde, die nach dem Zweiten Weltkrieg entstand und ab den 1970er Jahren zum Inbegriff österreichischer Literatur avancierte. Als Vorbild dient der Autorin insbesondere Friederike Mayröckers Prosa, die sich wiederum an der modernen Malerei orientiert. Doch Kims Vorhaben, auf Basis dieser Tradition die Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und insbesondere gegenüber People of Colour aufzulösen, bleibt unerkannt, und zwar bei ihrem Verlag genauso wie in der Kritik und der wissenschaftlichen Diskussion ihres Debüts.

Kim setzt die Auseinandersetzung mit der Dichotomie zwischen eigen und fremd in ihrer Trilogie in neuer Form fort. Zentral ist jetzt die globale Perspektive. Die Autorin widmet sich in Anlehnung an Ingeborg Bachmanns *Todesarten*-Zyklus den globalen Todesarten. Sie befasst sich mit der Gewalt in der Welt, die in Europa gern als fremd und barbarisch abgetan wird, um die eigene Involviertheit abzuweisen und keine Verantwortung übernehmen zu müssen, und sei es nur für Geflüchtete. Kim versucht in

ihrer Trilogie, diese Grenzziehung zu überwinden. Damit will sie den deutschsprachigen Leser*innen bewusst machen, dass sie Teil der Welt sind, in der diese Gewalt ausgeübt wird – unabhängig davon, ob es sich um den Genozid in Jugoslawien, den Kolonialismus in Grönland oder den Kalten Krieg in Korea handelt – und dass sie damit nicht nur involviert, sondern auch betroffen sind. Kim arbeitet zu diesem Zweck weiterhin mit sprachexperimentellen Mitteln, verbindet diese jedoch mit literarischen Genres, die ein großes Publikum ansprechen, wie zum Beispiel dem Liebesroman, wie er auch in Bachmanns *Malina* zur Anwendung kommt. Über diese Genres, deren grundlegende Narrative den Leser*innen bekannt sind, stellt sie Nähe zu ihren Figuren her, die damit nicht mehr als Fremde kategorisiert werden können, sondern als Menschen wahrnehmbar werden, deren Leid und Tod nicht einfach hingenommen werden kann, unabhängig davon, wo die Gräueltaten geschehen. Dieses Ziel kann sie zumindest teilweise erreichen. Dass sie auch mit diesen Werken Grenzziehungen in Frage stellt, die auf die Nationalisierung der Literatur und Gesellschaft zurückgehen, bleibt in der kritischen Auseinandersetzung allerdings unbeachtet. Die Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und deren Nachkommen kann also auch Kim, genau wie Rabinowich, nur als Individuum überwinden. Generell aber bleiben diese bestehen.

An der Rezeption von Rabinowich und Kim zeigt sich, dass sich die Kritik mit ihrer differenzierten Auseinandersetzung mit Immigration schwertut. Vertlib und Dinev mögen in vieler Hinsicht missverstanden worden sein. Doch sie konnten dem Thema Immigration zum literarischen Durchbruch verhelfen. Rabinowich und Kim dagegen können nur noch für sich als Autorinnen durchsetzen, nicht mehr als Immigrantinnen wahrgenommen zu werden. Dass ihre Werke solche Grenzziehungen generell in Frage stellen, kann bei ihren Rezensent*innen nicht zu einem Umdenken beitragen. Die Auswirkungen ihres Schreibens erweisen sich also als deutlich geringer. Das mag damit zusammenhängen, dass sie Frauen sind, denn die Stimmen von Frauen werden in Literatur und Gesellschaft immer noch weniger wahrgenommen als jene von Männern (Schuchter, 2019). Es hat aber wohl auch damit zu tun, dass die Themensetzung in einer Zeit, in der sich Migration zur parteipolitischen Frage entwickelte, um einiges einfacher war als die Ausdifferenzierung des Themas gegen politische und mediale Narrative, in denen die strikte Unterscheidung zwischen Immigrant*innen und Nicht-Immigrant*innen weiterhin die Norm ist. Der Versuch, diesen simplifizierenden Narrativen mit neuen Erzählformen entgegenzutreten, kann nur dann gelingen, wenn es bei den Leser*innen zu einer kritischen Auseinandersetzung mit den Mechanismen nationalistischer Ausgrenzung kommt, wie sie nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa weiterhin wirksam sind. Zu diesem Schritt konnten auch Rabinowich und Kim, wie zuvor schon Vertlib und Dinev, ihre Rezensent*innen nicht bewegen.

Damit ist den vier Autor*innen bei allen Unterschieden eines gemeinsam: Die Kritik an der österreichischen bzw. europäischen Gesellschaft, die ihren Werken innewohnt, wird in der Rezeption fast durchgehend übersehen. Man liest ihre literarischen Texte als Erzählungen über individuelle Schicksale und soziokulturelle Probleme von Immigrant*innen und konzentriert sich dabei besonders auf die Schwierigkeiten der Identitätskonstruktion im Prozess der Migration. Dass diese nie allein und teils gar nicht darin begründet liegen, dass die betroffenen Personen migriert sind, sondern auf die symbolische und oft auch tätliche Gewalt zurückzuführen ist, der Zugewanderte in vie-

len Gesellschaften ausgesetzt sind, bleibt unbeachtet. Man ist sich der eigenen Grenzziehungen offenbar noch zu wenig bewusst, um das wahrzunehmen. Dieses Versäumnis, dass sich nicht nur in der Rezeption literarischer Texte, sondern auch in der Wahrnehmung politischer Bewegungen manifestiert, macht es möglich, dass heute mit dem Begriff »Identitätspolitik« gegen die Forderungen von unter anderem Immigrant*innen und deren Nachkommen mobilisiert werden kann. Insbesondere linken Parteien wird in diesem Zusammenhang vorgeworfen, dass sie eine solche Identitätspolitik, die allein Partikularinteressen diene, unterstützen, und dabei den Kampf gegen gesellschaftliche Ungleichheit, die ökonomisch bedingt ist und viel größere Teile der Gesellschaft betrifft, vernachlässigen (Séville, 2021, 100f.). Dabei wird übersehen, dass Identitätspolitik nie um ihrer selbst willen gemacht wird, sondern als Grundlage für den Kampf gegen gesellschaftliche Ungleichheit dient. Das war schon im Fall von Arbeitern und Frauen so und ist im Fall von Immigrant*innen und ihren Nachkommen nicht anders (ebd., 97–99). Dass das problematisch sein kann, weil damit die Identität einer Gruppe als diskriminiert festgeschrieben wird, und zwar gerade in dem Moment, in dem sie sich von dieser Diskriminierung befreien will, ist unbenommen (ebd., 102–104). Doch gerade in diesem Punkt kann Literatur einen differenzierten Beitrag zur Debatte leisten. Das zeigen die Werke aller Autor*innen, die in dieser Studie analysiert wurden. Sie alle versuchen, gesellschaftliche Ungleichheit sichtbar zu machen, ohne ihre Figuren dabei auf die Rolle des Opfers festzuschreiben. Genau darin liegt die Besonderheit literarischer Werke im Vergleich zu ähnlichen Kämpfen in anderen Feldern wie Politik oder Recht.

9.4 Das fortgesetzte Ringen um Teilhabe in der deutschsprachigen Literatur

Der Kampf gegen gesellschaftliche Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und ihren Nachkommen setzt sich auch heute noch in allen gesellschaftlichen Bereichen, inklusive der Literatur, fort. Das zeigte sich erst kürzlich bei einer Rede der Autorin Nava Ebrahimi zur Wiedereröffnung des Burgtheaters am 5. September 2021.² Ebrahimi wurde 1978 in Teheran geboren, wuchs in Köln auf, wo sie Journalismus und Volkswirtschaftslehre studierte, und lebt seit 2012 in Graz. Ihre erste Kurzgeschichte publizierte sie 2007. Zehn Jahre später erschien ihr Debütroman *Sechzehn Wörter*, für den sie den Österreichischen Buchpreis erhielt, 2020 ihr zweiter Roman *Das Paradies meines Nachbarn*. 2021 erhielt sie den Ingeborg-Bachmann-Preis. Die Rede zur Wiedereröffnung des Burgtheaters kann als weitere Auszeichnung auf dem Weg zur anerkannten Autorin gelten. Und doch ist ihre Freude gedämpft, weil sie glaubt, als Migrantin eingeladen zu sein und deswegen Erwartungen gerecht werden zu müssen, die an diese Zuschreibung geknüpft sind:

Mir fällt kein einziger gerader Satz ein, auch weil ich weiß, oder glaube zu wissen, warum ich hier bin, ich bin als Migrantin eingeladen – also nicht nur, aber irgendwie

2 Das Theater war seit dem 3. November 2020 zunächst aufgrund von Corona, dann zur Fertigstellung eines in dieser Zeit begonnenen Umbaus geschlossen.

auch – und jetzt erwarten Sie von mir migrantinnenkonformes Zeug, was auch immer das sein mag, aber ich soll mich auf jeden Fall marginalisieren und der Politik, dem Patriarchat, der Mehrheits-, nein, der Dominanzgesellschaft den Spiegel vorhalten. (Ebrahimi, 2021)

Damit ist noch nicht gesagt, dass sie tatsächlich mit diesem Hintergedanken eingeladen wurde. Doch schon ihre Annahme, dass sie zumindest zu einem gewissen Grad nur aus diesem Grund im Burgtheater sprechen darf, beweist, dass im österreichischen literarischen Feld, genauso wie in der österreichischen Gesellschaft insgesamt, weiterhin Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und deren Nachkommen existieren. Diese wirken aber schon lange nicht mehr unbewusst. Schriftsteller*innen können sie, wie in diesem Fall Nava Ebrahimi, zur Sprache bringen und ihnen mit literarischen Mitteln begegnen. Ebrahimi macht sich dafür den Brecht'schen Verfremdungseffekt zunutze, damit sich ihre Zuhörer*innen nicht dem Gefühl hingeben können, sie hätten allein schon deswegen etwas Gutes getan, weil sie ihr gelauscht haben, wie sie über die Toten im Mittelmeer, die bedrohliche Lage in Afghanistan und die gestrandeten Geflüchteten in Moria gesprochen hat. Sie spricht diese Themen zwar an, aber in einem Text, der davon handelt, wie es ihr nicht gelingt, diese Rede zu schreiben, die sie hält. Sie bricht also mit den Konventionen einer öffentlichen Rede und widersetzt sich damit den Erwartungen an sich, ohne jedoch darauf zu verzichten, Migration und Menschenrechte zum Thema zu machen.

Der Kampf um gleichberechtigte Teilhabe, den schon Vertlib begonnen hat, setzt sich also fort. Trotzdem haben sich in den vergangenen Jahren einige weitere Grenzen verschoben, auf die bisher nicht eingegangen wurde. Auf drei dieser Grenzverschiebungen möchte ich in diesem Abschnitt kurz verweisen: die Verwischung der Grenze zum deutschen literarischen Feld, die zunehmende Öffnung Richtung Mehrsprachigkeit und die steigende Bedeutung des Themas Migration unter nicht-migrantischen Autor*innen. Zunächst einmal zur Verwischung der Grenzen zwischen den einzelnen nationalen deutschsprachigen literarischen Feldern. Dass die Grenzziehung zu Deutschland aus der österreichischen Perspektive nie strikt war, zeigt sich bereits an den vier Autor*innen, die in diesem Buch ausführlich besprochen wurden. Vertlib verortete einige seiner Romane in Deutschland; Dinev versuchte sein Glück auch bei deutschen literarischen Institutionen; Rabinowich veröffentlichte ihre Jugendbücher bei Hanser; und Kim wechselte nicht nur zu Suhrkamp und lebte lange in Berlin, sondern wählte für ihren Roman *Die große Heimkehr* auch eine deutsche Erzählerin. Doch die Grenze zum deutschen literarischen Feld existiert auch für sie weiterhin, wie sie erst vor kurzem in einem Essay erklärt: »Ich bin keine deutsche Autorin, sagte ich mir, ich kenne mich mit dem deutschen Literaturbetrieb nicht genug aus, um ihn zu kritisieren« (Kim, 2021b, 9). Mit der bereits erwähnten Nava Ebrahimi jedoch kann sich eine Autorin im österreichischen literarischen Feld und darüber hinaus einen Namen machen, die in Köln aufwuchs und ihr literarisches Werk überwiegend dort verortet. Ein weiteres Beispiel für eine solche Grenzverwischung ist Tomer Gardi, der seinen in Berlin angesiedelten Roman *Broken German* vergeblich mehreren Berliner Verlagen anbot. Zu literarischer Anerkennung verhalfen ihm schließlich zwei Institutionen in Graz: der Droschl Verlag und der Grazer Kritiker und Akademiker Klaus Kastberger, der ihn zu den Tagen der deutschsprachigen Lite-

ratur nach Klagenfurt einlud (Sievers, 2018a, 50). Dass es zu dieser Grenzverwischung kommt, hat damit zu tun, dass der Kampf um Anerkennung, der im deutschen literarischen Feld bereits in den 1960er Jahren begann, stark auf die Arbeitsmigration der 1960er und 1970er Jahre bezogen und von Beginn an mehrsprachig orientiert war (Sievers, 2008; dies., 2020), inzwischen in beiden Feldern eine postmigrantische Richtung eingeschlagen hat.

Anders als im deutschen literarischen Feld war Mehrsprachigkeit unter den schreibenden Immigrant*innen in Österreich lange kein zentrales Thema. Die vier Autor*innen, die in diesem Buch ausführlich besprochen wurden, haben zwar den literarischen Monolingualismus insofern überwunden, als Kreativität in der österreichischen Sprache jetzt nicht mehr an den muttersprachlichen Erwerb dieser Sprache gebunden ist. Sie schreiben jedoch nicht in mehreren Sprachen bzw. verwenden nur äußerst selten andere Sprachen in ihren literarischen Texten oder spielen übersetzerisch mit diesen. Dimitré Dinev betrachtet seine beiden Sprachen als zwei Welten, Julya Rabinowich lehnt die Mischung verschiedener Sprachen in ihren literarischen Texten strikt ab (Sievers, 2018a, 47), und Anna Kim erklärt, dass sie das Spiel mit wörtlichen Übersetzungen zwischen den Sprachen als nicht besonders kreativ erachtet (vgl. Abschnitt 8.4). In den vergangenen Jahren jedoch hat das mehrsprachige Schreiben als literarische Form im österreichischen literarischen Feld an Bedeutung gewonnen. Zu den bekanntesten Autor*innen gehört diesbezüglich sicherlich Ann Cotten, die aus den USA stammt, in Wien aufwuchs und inzwischen in Berlin lebt. Sie mischt in ihren Texten Deutsch und Englisch mit vielen weiteren Sprachen, ja sie erfindet sogar ein »polnisches Gendering« (Keller, 2021, 310f.). Aber auch die eingangs erwähnte Precious Chiebonam Nnebedum schreibt in englischer und deutscher Sprache sowie zudem auf Igbo. Die steigende Bedeutung von Mehrsprachigkeit zeigt sich zudem daran, dass Autor*innen, die in einer anderen Sprache als Deutsch schreiben, im österreichischen literarischen Feld Anerkennung für sich generieren können. Verwiesen sei hier auf Fiston Mwanza Mujila, der aus der Demokratischen Republik Kongo stammt, seit 2009 in Graz lebt, auf Französisch schreibt und 2014 mit seinem Roman *Tram* 83 weltbekannt wurde. Mujila ist der erste Autor, der in Österreich Stipendien und Preise erhielt – und zwar noch vor seinem erfolgreichen Debüt –, obwohl er nicht auf Deutsch schreibt (Sievers, 2018a, 55). Dass es dennoch für Autor*innen, die nicht in deutscher Sprache schreiben, immer noch schwerer ist, in Österreich Aufmerksamkeit für ihre Werke zu generieren, zeigt der Autor Hamed Abboud, der aus Syrien stammt und 2014 nach Österreich flüchtete. Er schrieb zunächst auf Arabisch, fand dafür im österreichischen literarischen Feld aber nur wenig Unterstützung. Seine Sammlung poetischer Prosatexte über den Krieg in und die Flucht aus Syrien erschien 2017 schließlich in arabischer Sprache und deutscher Übersetzung unter dem Titel *Der Tod backt einen Geburtstagskuchen* bei dem kleinen Schweizer Verlag pudelundpincher (Abboud, 2017). Im selben Jahr wurde dieser in Berlin für den Internationalen Literaturpreis des Hauses der Kulturen der Welt nominiert (Sievers, 2019, 114). Ganz anders erging es dagegen Omar Khir Alanam, der auch aus Syrien stammt, auch 2014 nach Österreich kam, aber von Beginn an auf Deutsch schrieb. Er begann als Poetry Slammer, wurde in einer Nachrichtensendung im ORF porträtiert, als er 2017 an den österreichischen Poetry Slam Meisterschaften teilnahm, und wurde daraufhin vom Verlagsleiter

der edition a kontaktiert, wo 2018 sein autobiografisches Buch *Danke! Wie Österreich meine Heimat wurde* erschien (Khiri Alanam, 2018; vgl. Sievers, 2019, 120–122).

Eine dritte Grenzverschiebung zeigt sich darin, dass sich Immigration in der österreichischen Literatur in den letzten Jahren zu einem Thema entwickelte, das auch von Autor*innen aufgenommen wird, die selbst keine Immigrant*innen sind (vgl. Vlasta, 2018, 202–204). Von den vielen Beispielen seien hier einige wenige genannt. Martin Horváth lässt in seinem 2012 erschienenem Roman *Mohr im Hemd* seinen pikaresken Erzähler Ali – als schwarzer und muslimischer Mann das Inbild österreichischer Angst vor Migration (Boehringer, 2018, 165) – die Geschichten minderjähriger Geflüchteter in Wien erzählen (Horvath, 2012). Susanne Scholl befasst sich in ihrem Roman *Emma schweigt*, der 2014 veröffentlicht wurde, mit der Beziehung zwischen der österreichischen Pensionistin Emma und der abgeschobenen tschetschenischen Asylwerberin Sarema (Scholl, 2014). Vea Kaiser erzählt in ihrem 2015 publizierten Roman *Makarionissi oder Die Insel der Seligen* die weltumspannende Geschichte einer griechischen Familie, deren jüngste Mitglieder auf der Flucht vor der Militärdiktatur als »Gastarbeiter*innen« nach Deutschland und Österreich emigrieren (Kaiser, 2015). Daniel Zipfel widmet sich in seinem Debüt *Eine Handvoll Rosinen* aus dem Jahr 2015 dem österreichischen Asylwesen und der Schlepperei (Zipfel, 2015) und in seinem zweiten Roman *Die Wahrheit der Anderen* einem Flüchtlingsprotest in Wien (Zipfel, 2020). Diese Übernahme von Themen lässt sich unterschiedlich bewerten. In der Sekundärliteratur wird sie teils als willkommene Möglichkeit gesehen, endlich biografische Lesarten der Literatur von Immigrant*innen und ihren Nachkommen hinter sich zu lassen (Vlasta, 2018, 203). Teils wird zumindest die Frage aufgeworfen, ob es sich nicht um eine unbotmäßige kulturelle Aneignung eines Themas handeln könnte, das zum Erfolg der Autor*innen beiträgt, ohne dass diese die Ausgrenzung am eigenen Leib erfahren mussten, der Immigrant*innen und deren Nachkommen in Gesellschaft und Literatur ausgesetzt sind (Boehringer, 2018, 163). Schließlich ließe sich die weitere Verbreitung des Themas aber auch im Sinne einer postmigrantischen Allianz im literarischen Feld verstehen. Wie genau die genannten Werke vor diesem Hintergrund zu bewerten sind, muss in jedem einzelnen Fall entschieden werden.

Abgesehen von diesen drei Grenzverschiebungen hat es in den vergangenen Jahren auch einige wichtige institutionelle Veränderungen gegeben, die einen Einfluss auf die Wahrnehmung von Immigrant*innen und deren Nachkommen in der österreichischen Literatur haben. 2019 ist mit der Pension von Martina Schmidt der Deuticke Verlag im Zsolnay Verlag aufgegangen, der auch in Wien sitzt und zur Hanser Gruppe gehört. Damit geht eine der zentralen Institutionen verloren, die viele der Autor*innen in der Öffentlichkeit vertreten hat. Dass diese Veränderung in der Verlagslandschaft Auswirkungen haben wird, zeigt sich bereits daran, dass Vertlib seine letzten beiden Romane, *Zebra im Krieg* und *Die Heimreise*, im Residenz Verlag veröffentlicht hat (Vertlib, 2022; ders., 2024). Wie diese Effekte aber genau aussehen werden, ist noch nicht absehbar. Einerseits könnte die verlorene institutionelle Anbindung die Sichtbarkeit von Immigrant*innen und ihren Nachkommen in der Literatur vermindern. Andererseits könnten sich aber auch die Grenzziehungen verringern, weil die Autor*innen weniger als Gruppe wahrgenommen werden. Positiv ist zu vermerken, dass andere Institutionen – neben dem Burgtheater zum Beispiel auch der Droschl Verlag – weiterhin Immigrant*innen und deren Nachkommen in ihr Programm aufnehmen. Hinzu kommt, dass sich der Zugang

in die Literatur für neuere literarische Formen geöffnet hat. Als Beispiel sei hier der Poetry Slam genannt, über den in den vergangenen Jahren Autor*innen wie Ann Cotten, Omar Khir Alanam und Precious Chiebonam Nnebedum Aufmerksamkeit in der Literatur erlangen konnten. In Zukunft werden darüber hinaus sicher die sozialen Medien weiter an Bedeutung gewinnen.

Die vielen Autor*innen, deren Namen in dieser Studie genannt wurden, haben bereits gezeigt, wie divers die österreichische Literatur inzwischen geworden ist. Verwiesen sei an dieser Stelle noch auf die vielen postjugoslawischen Autor*innen, die in den vergangenen Jahren hervorgetreten sind, darunter Anna Baar, Sandra Gugić, Barbi Marković, Mascha Dabić und Marko Dinić. Eine Gruppe jedoch, die über die Literatur nur im geringen Maß gesellschaftliche Sichtbarkeit gefunden hat, sind Zugewanderte und ihre Nachkommen aus der Türkei. Anders als in Deutschland gingen aus der steigenden Zuwanderung aus der Türkei im Rahmen der sogenannten Gastarbeitermigration in Österreich keine Autor*innen hervor. Auf die Gründe für diese Lücke wird im folgenden Abschnitt ausführlicher eingegangen werden. Dass diese Lücke bis heute besteht, liegt auf jeden Fall nicht am mangelnden Interesse. Unter den vielen Einreichungen für den Preis »schreiben zwischen den kulturen« finden sich zahlreiche angehende Autor*innen, die selbst oder deren Vorfahren aus der Türkei stammen.³ Auch Preise wurden an sie vergeben. Aber der große Erfolg ist bisher ausgeblieben. Warum das so ist, bedarf weiterer Untersuchungen.

9.5 Die Zukunft postmigrantischer Literaturgeschichtsschreibung

Abschließend möchte ich vor dem Hintergrund der Ergebnisse meiner empirischen Analyse zum österreichischen literarischen Feld über den theoretischen und methodologischen Neuansatz reflektieren, der in dieser Arbeit entwickelt wurde. Welche neuen Einblicke hat er uns ermöglicht? Inwieweit sind diese auf andere Felder übertragbar? Und wie ließe sich der Ansatz weiterentwickeln? Zur Erinnerung: Ziel meines Neuansatzes ist es, die Rolle der Literatur im Prozess der gesellschaftlichen Veränderung durch Immigration sichtbar zu machen. Als Grundlage diente Bourdieus Theorie des literarischen Feldes und insbesondere seine Untersuchung zum französischen literarischen Feld im 19. Jahrhundert, weil sie ermöglicht, Veränderungen in der Literatur im Rahmen gesamtgesellschaftlicher Prozesse zu denken. Doch Bourdieus methodologischer Nationalismus, der ihn die nationale Dimension literarischer Felder als gegeben hinnehmen ließ, steht einer Anwendung seiner Theorie auf das Thema Immigration im Wege. An diesem Punkt setzt mein Neuansatz an. Er verweist auf die enge Verbindung der Entstehung literarischer Felder mit der Erfindung der Nationen und zeigt auf, wie sich in diesem Prozess sprachliche, literarische, thematische und rechtliche Mechanismen etablierten, die die Ausgrenzung von Immigrant*innen und ihren Nachkommen in die Felder einschrieben. Die nationale Dimension avancierte damit zur unhinterfragten Grundlage literarischer Selektion. Infolgedessen wurde all jenen, die in der jeweiligen Nation als nicht

3 Das zeigt eine Liste aller Einreichungen, die Christa Stippinger dankenswerterweise für das Projekt »Literature on the Move« zusammengestellt hat.

zugehörig galten, die Anerkennung als Autor*innen erschwert. Die symbolische Gewalt des nationalen Denkens grenzte sie aus. Vor diesem Hintergrund wurde in einem zweiten Schritt die Positionierung von Immigrant*innen und ihren Nachkommen in literarischen Feldern neu gedacht. Die Autor*innen werden nicht als Teil einer Gruppe gesehen, sondern als Individuen, die auf je eigene Weise mit ihren Werken zur schrittweisen Überwindung der Grenzen beitragen, und zwar mit Unterstützung von Akteur*innen im Feld. In diesem Prozess generieren die Schriftsteller*innen Anerkennung für ihre literarischen Werke und können darüber in die öffentliche Auseinandersetzung zum Thema Migration eingreifen. Zudem adaptieren auch ihre Unterstützer*innen ihre bisherige Positionierung. Beides führt zu Veränderung nicht nur im Feld, sondern auch darüber hinaus.

Welche neuen Einblicke hat uns dieser Ansatz ermöglicht, die über das konkrete Beispiel Österreich hinaus relevant sind? Zunächst einmal illustrieren die empirischen Ergebnisse, dass mit dem Neuansatz tatsächlich eine differenzierte Betrachtung der Autor*innen vorgenommen werden kann. Sie werden nicht mehr primär als Eingewanderte, sondern als Individuen mit einer je eigenen Positionierung im Feld wahrnehmbar, ohne dass dabei die literarischen und gesellschaftlichen Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und ihren Nachkommen aus dem Blick geraten. Bei allen Schriftsteller*innen, die im Detail diskutiert wurden, spielte Migration – anders als für Radek Knapp oder Doron Rabinovici (vgl. Abschnitt 4.12) – in ihrer literarischen Positionierung von Beginn an eine zentrale Rolle. Das gilt nicht nur für Vertlib und Dinev, die diese zum Thema machen wollten, sondern auch für Rabinowich und Kim, die diese in ausgewählten Texten bzw. im gesamten Werk bewusst zu vermeiden versuchten. Doch für ein Verständnis ihrer Positionierung im Feld reicht dieses biografische Detail bei weitem nicht aus. Dafür gilt es zudem die Verortung der Autor*innen in literarischen und künstlerischen Traditionen sowie in den Strukturen des jeweiligen literarischen Feldes zu analysieren. Aus dieser Perspektive wird sichtbar, dass sich die Ausgestaltung ihrer literarischen Werke aus sehr unterschiedlichen Quellen speist. Im konkreten Fall reichen diese von russischer und französischer Weltliteratur über deutschsprachige Schriftsteller*innen der Jahrhundertwende und die Exilliteratur bis hin zur österreichischen Avantgarde nach 1945 und beinhalten zudem viele Verweise auf die Malerei. In dieser Hinsicht könnten die Positionierungen der Schriftsteller*innen also unterschiedlicher nicht sein. Das manifestiert sich auch darin, über welche Institutionen sie den Weg ins Feld finden, sowie natürlich in ihren literarischen Werken, die auf Basis dieses differenzierten literatursoziologischen Ansatzes völlig neu gelesen werden konnten.

Dennoch sei für zukünftige Studien darauf verwiesen, dass die Positionierung der Schriftsteller*innen in Bezug auf zwei Dimensionen noch weitergedacht werden könnte: Klasse und Geschlecht. Eine der zentralen Erkenntnisse Bourdieus in *Die Regeln der Kunst* lautet, dass die soziale Herkunft entscheidend ist für die Anerkennung im literarischen Feld. Das hat sich bis heute nicht geändert (Amlinger, 2021, 382–385). Genau das macht es jedoch so schwierig, Klasse in der literarischen Auseinandersetzung zu berücksichtigen. Die meisten Autor*innen stammen aus der Mittelschicht oder haben zumindest selbst einen höheren Bildungsabschluss. Nur selten gelingt es Menschen ohne diese Voraussetzungen, Anerkennung im literarischen Feld zu finden. Das gilt auch für Immigrant*innen und ihre Nachkommen. Eine Ausnahme im österreichischen literarischen

Feld stellt die Autorin Seher Çakır dar. Sie entstammt der Arbeiterschicht, hat nicht studiert und hat trotzdem mit ihrem Schreiben zumindest bedingt Anerkennung gefunden (Englerth, 2016c). Da es aber nur wenige Autor*innen gibt, die nicht in der Mittelschicht verortet sind, wird es nicht reichen, diese in Studien einzubeziehen. Vielmehr müsste zudem anhand der erfolgreichen Werke genauer untersucht werden, ob diese Klasse als Dimension berücksichtigen oder sich auf Auseinandersetzungen mit ihrer eigenen Schicht beschränken. Die Dimension Geschlecht wurde in dieser Studie zwar bedacht. Doch auch in dieser Hinsicht wäre für zukünftige Studien ein genauerer Blick auf die strukturelle Diskriminierung all jener zu empfehlen, die im literarischen Feld als nicht der Gruppe der herrschenden Männer zugehörig wahrgenommen werden.

Zudem sei darauf hingewiesen, dass aufgrund des Modells, mit dem hier gearbeitet wurde, der Eindruck entstehen könnte, es habe eine konsequente Entwicklung in der Literatur gegeben, in der fortwährend Grenzen gegenüber Immigrant*innen verschoben wurden. Dabei sind viele Autor*innen unberücksichtigt geblieben, die Entwicklungen vorweggenommen haben, aber ungehört blieben. Gleichzeitig kamen aber auch jene nicht zur Sprache, an denen sich gegensätzliche Bewegungen zeigen lassen, Abgrenzungen von Autor*innen gegenüber dem Feld, zum Beispiel durch einen Sprachwechsel oder den Versuch, in einem anderen Land zu reüssieren. Diese Inkohärenzen und Widersprüche existieren natürlich, standen in dieser Studie aber eben nicht im Zentrum. Vielmehr ging es in Anlehnung an Bourdieu darum aufzuzeigen, dass Literatur gesellschaftliche Veränderung anstoßen kann. Deswegen wurden die vielen Entwicklungen, die unterhalb dieses Veränderungsprozesses liegen, nicht einbezogen.

Eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Positionierungen der Autor*innen, wie sie oben beschrieben wurde, ist nur möglich, wenn diese im Kontext des Feldes gelesen werden, in das sie sich einschreiben und über das sie in das Feld der Macht eingreifen. Auch das hat die vorliegende Studie gezeigt. Dafür kann man nur begrenzt auf bereits existierende Feldgeschichten zurückgreifen, die zudem nur für wenige literarische Felder vorliegen. Vielmehr muss Literaturgeschichte aus der Perspektive der Migration neu erzählt werden. Der nationale Blick, der bei Bourdieu noch vorherrscht, wurde inzwischen vielfach überwunden, nicht nur in feldtheoretischen Zugängen, die die internationale Ebene der Literatur zu erfassen versuchen, sondern auch in textanalytisch orientierten literaturwissenschaftlichen Ansätzen, die sich auf die transnationale Dimension literarischer Werke konzentrieren. Gerade in dieser Hinsicht war die Forschung zu Migration und Literatur sicherlich wegweisend. Und doch reichen all diese neuen Ansätze, selbst in Kombination, nicht aus, um Literaturgeschichte aus der Perspektive der Migration zu erzählen. Mein Neuansatz zeigt, dass auch in literarischen Feldern nationale Mechanismen weiterhin von Bedeutung sind, selbst wenn internationale und transnationale Dimensionen in den letzten Jahrzehnten an Sichtbarkeit gewonnen haben. Die Werke von Immigrant*innen und ihren Nachkommen mögen noch so sehr transnational verortet sein, sie müssen zumindest momentan noch in einem nationalen Kontext Anerkennung finden, damit ihr neuer Blick auf die Welt überhaupt wahrgenommen wird. Warum genau ihnen diese Anerkennung in vielen Kontexten lange verwehrt wurde, dieser Teil der Geschichte ließ sich mit den bisherigen literaturwissenschaftlichen Ansätzen nicht darstellen. Genau das ermöglicht mein Neuansatz. Er macht die unbewussten Grenzziehungen sichtbar, die sich im Zuge der Nationalisierung in lite-

rarische Felder eingeschrieben haben. Wie dieser Prozess konkret vor sich geht, wurde in dieser Studie am österreichischen literarischen Feld zum ersten Mal nachvollzogen. Es ist davon auszugehen, dass sich in anderen Feldern ähnliche Mechanismen der Ausgrenzung von Immigrant*innen und ihren Nachkommen finden werden. Offensichtlich ist das für den Mechanismus der juristischen Ausgrenzung, mit dem Unterstützung für literarische Akteur*innen lange auf Staatsbürger*innen begrenzt wurde. Wenig wissen wir hingegen darüber, wann und wie sprachliche, literarische und thematische Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und ihren Nachkommen in die einzelnen literarischen Feldern eingeschrieben wurden. Die Geschichte dieser Prozesse lässt sich also bisher kaum generalisieren, sondern muss zunächst einmal für weitere Felder im Detail analysiert werden. Der vorliegende Neuansatz kann dafür als Grundlage dienen, allerdings nur wenn er an die empirische Realität im jeweiligen literarischen Feld angepasst wird.

Was genau in einem Feld die nationale und die transnationale Dimension ausmacht, lässt sich dabei nie festlegen, sondern befindet sich in konstanter Veränderung, in der beide Dimensionen zu neuen Konstellationen zusammenfinden, die einen bestimmten Zeitraum definieren. Dabei gibt es sehr wohl historisch determinierte Konstanten, aber diese erhalten immer wieder eine neue Bedeutung. So spielt im österreichischen Kontext der Rückbezug auf die multikulturelle Habsburgermonarchie nicht nur in der frühen Nachkriegszeit eine Rolle (vgl. Abschnitt 4.3), sondern wird in den 1990er Jahren wieder aufgenommen, wie sich an der Darstellung österreichischer Literaturgeschichte im Literaturmuseum gezeigt hat (vgl. Abschnitt 1.4). Und doch hat dieser Rückbezug zu diesen beiden Zeitpunkten ganz unterschiedliche Hintergründe. In der Nachkriegszeit diente er der Selbstdefinition in Abgrenzung vom größeren deutschen Nachbarn und leitete damit einen Nationalisierungsprozess ein, der letztendlich zur Ausgrenzung von Immigrant*innen und ihren Nachkommen führte. In den 1990er Jahren dagegen war genau das Gegenteil der Fall. Der Rückbezug auf die Habsburgermonarchie diente jetzt dazu, nicht nur die Akteur*innen im literarischen Feld, sondern die österreichische Gesellschaft insgesamt an ihre transnationalen Wurzeln zu erinnern, um die nationalen Grenzziehungen gegenüber Zugewanderten in Frage zu stellen, die sich in den vergangenen Jahrzehnten etabliert hatten. Dasselbe Narrativ wird also von den jeweiligen Akteur*innen für unterschiedliche Zwecke eingesetzt. Daran wird auch deutlich, dass sich das Verständnis des Narrativs verändert. Während die Akteur*innen, die ab den 1970er Jahren das österreichische literarische Feld dominierten, den Rückbezug auf die Habsburgermonarchie ablehnten, weil er den Blick auf die nationalsozialistische Mitschuld der Österreicher*innen verstellte, verliert dieser Aspekt der Erzählung in den 1990er Jahren an Bedeutung, auch wenn man sich dabei nicht so deutlich von den Vorgänger*innen abgrenzt, wie das in den 1960er und 1970er Jahren der Fall war. Der Rückbezug erscheint nun progressiv, erlaubt er doch österreichische Identität über die Grenzen Österreichs hinaus neu zu denken. Damit wird gleichzeitig klar, dass auch Vorstellungen dessen, was die österreichische Nation, Kultur, Literatur und Identität ausmachen, von jeder Generation neu determiniert werden. Einigkeit besteht zumindest nach 1945 unter den wechselnden Akteur*innen im literarischen Feld eigentlich nur darüber, dass es das Österreichische gibt. Doch in der jeweiligen Situation nimmt dieser Begriff nicht nur unterschiedliche, sondern aufgrund der Felddynamiken, in denen Abgrenzung von den jeweils

dominanten Akteur*innen zentral ist, sogar widersprüchliche Bedeutungen an. Auch hier ist davon auszugehen, dass sich ähnliche Ambivalenzen in anderen Feldern finden werden, selbst wenn diese in ihrer konkreten symbolischen Ausgestaltung natürlich aufgrund der unterschiedlichen historischen Kontexte ganz anders ausfallen.

All das gilt zunächst einmal unabhängig davon, welche Rolle Immigration zu einem bestimmten Zeitpunkt spielt. Mit anderen Worten, literarische Felder verändern sich ständig, und Zuwanderung ist nur einer von vielen Faktoren, der solche Veränderungen anstoßen kann. Gleichzeitig jedoch sind Einwanderer*innen und ihre Nachfahren immer schon ein Teil der transnationalen Dimension von Feldern, wie die Analyse des österreichischen literarischen Feldes gezeigt hat. Sie fanden in diesem Feld lange vor den 1990er Jahren Aufmerksamkeit, auch wenn das in Vergessenheit geriet. Und sie schrieben auch in Zeiten, als sie von den relevanten Akteur*innen kaum wahrgenommen wurden. Zugewanderte stießen also in den 1990er Jahren nicht auf ein nationales literarisches Feld, in dem sie bisher nie eine Rolle gespielt hatten. Vielmehr war Immigration in diesem Feld immer existent und wurde nur deswegen in den 1990er Jahren als neu empfunden, weil seit Mitte der 1960er Jahre im Feld Grenzen gegenüber Immigrant*innen gezogen wurden. Interessanterweise geschah das in Österreich in einer Phase, als die Immigration im Steigen begriffen war, und das zudem mit der Türkei aus einem Land, aus dem bis dahin wenig Zuwanderung nach Österreich gekommen war. Genau zu diesem Zeitpunkt erreichte die Nationalisierung des literarischen Feldes mit der Definition einer Literatursprache ihren Höhepunkt. Dass das geschah, weil die Immigration zunahm, lässt sich in den Quellen nicht nachweisen. Vielmehr scheint es, als würde diese gesellschaftliche Veränderung im Feld kaum bemerkt oder zumindest für die Literatur als nicht relevant erachtet werden. Daran zeigt sich, wie stark Konstrukte einer homogenen nationalen Identität und Kultur sich auf die eigene Wahrnehmung auswirken können. Sie verweisen Menschen, mit denen man das nationale Territorium teilt, die aber nicht als Teil der nationalen Gruppe wahrgenommen werden, in eine Parallelwelt. Diese symbolische Gewalt steht heute jedoch nur selten zur Debatte, wenn in Politik und Medien über Parallelgesellschaften gesprochen wird.

Ob andere Felder existieren, in denen sich ähnlich deutlich zeigt, wie sehr reale gesellschaftliche Entwicklungen und imaginierte Nation voneinander divergieren können, oder ob es sich um eine spezifisch österreichische Entwicklung handelt, muss offenbleiben. Klar ist, dass diese nicht verallgemeinerbar ist. Das zeigt zum Beispiel das bundesdeutsche literarische Feld, wo die steigende Immigration seit den 1960er Jahren schon in den 1970ern in Publikationen Niederschlag fand, die auch öffentliche und wissenschaftliche Aufmerksamkeit erhielten (Sievers, 2008; dies., 2020). Das hängt damit zusammen, dass im bundesdeutschen literarischen Feld zu dieser Zeit ganz andere Prioritäten gesetzt wurden. Während sich im österreichischen literarischen Feld eine Gruppe von Autor*innen durchsetzte, die auch international für sich beanspruchen konnte, die österreichische Literatur zu repräsentieren, zeichnete sich das bundesdeutsche literarische Feld damals durch eine beginnende Pluralisierung literarischer Positionierungen aus, die sich in den 1990er Jahren durchsetzen sollte (Tommek, 2015). Diese manifestierte sich auch in einer ersten Anerkennung von Immigrant*innen und ihren Nachkommen (Sievers und Vlasta, 2018a). Trotz dieser Unterschiede in den Entwicklungen, lässt sich jedoch generell festhalten, dass die nationale Dimension von

Feldern nicht der Vergangenheit angehört, sondern seit der Nationalisierung neben der transnationalen weiterhin existiert und durchaus auch wieder an Bedeutung gewinnen kann. Die Gefahr, dass Immigrant*innen und ihre Nachkommen nicht nur im literarischen Feld, sondern auch gesamtgesellschaftlich wieder vermehrt in den Hintergrund gedrängt werden, ist also nicht grundsätzlich gebannt.

Zukünftige postmigrantische Literaturgeschichten weiterer literarischer Felder könnten wiederum den Blick auf das österreichische literarische Feld noch einmal verändern. So ließe sich aus einer vergleichenden Perspektive besser einschätzen, ob dieses Feld als besonders nationalistisch bzw. besonders offen für Immigrant*innen und ihre Nachkommen einzustufen ist. Insofern ist die postmigrantische Literaturgeschichte des österreichischen literarischen Feldes, wie sie in diesem Buch geschrieben wurde, nur als ein erster Versuch zu bewerten, diesen Veränderungsprozess zu verstehen. Zukünftige Einsichten, nicht nur, was den Verlauf dieses Prozesses betrifft, sondern auch, was die theoretische und empirische Untersuchung desselben betrifft, könnten bedeuten, dass diese Geschichte neu bewertet und geschrieben werden muss. Dass in Bezug auf die einzelnen Autor*innen mit diesem Buch nicht alles über sie und ihre Werke gesagt ist, versteht sich von selbst. Diese wurden allein in ihrer spezifischen Bedeutung für den genannten Veränderungsprozess in Literatur und Gesellschaft gelesen. Wenn die Werke ihre Zeit überdauern sollen, müssen sie sogar in einem nächsten Schritt in ihrer Bedeutung über diesen spezifischen Kontext hinaus neu interpretiert werden.

Auch aus einer postmigrantischen Perspektive ist die vorliegende Studie als Beginn einer Auseinandersetzung zu betrachten, die mit Analysen für andere Felder wie Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Religion zu ergänzen wäre, um besser zu verstehen, welche Bedeutung der Literatur im Vergleich zu anderen Feldern in dem beschriebenen Veränderungsprozess zukommt. Dazu kann der vorliegende Neuansatz, der Bourdieus Denken von seinem methodologischen Nationalismus befreit, als Inspiration dienen, muss jedoch für jedes weitere Feld neu gedacht werden. So unterscheiden sich die Felder zum einen hinsichtlich der Normen und Mechanismen von Anerkennung voneinander. Das gilt insbesondere dafür, welche Bedingungen an den Zugang zu diesen geknüpft sind. Gerade die Literatur erweist sich zumindest auf den ersten Blick in dieser Hinsicht als besonders offen. Es bedarf anders als zum Beispiel in der Wissenschaft keiner offiziellen Qualifikation, wie einer Schul- oder Hochschulausbildung, um Schriftsteller*in zu werden – auch wenn diese sich im Selektionsprozess als ausschlaggebend erweist. Auch die Staatsbürgerschaft ist zwar hilfreich, aber nicht notwendig, anders als in der Politik. Das erklärt sicher zu einem gewissen Grad, warum sich literarische Felder durch Immigration deutlich mehr verändert haben als die Politik. In Bezug auf die Wissenschaft dagegen mag man zunächst den Eindruck haben, dass Immigration diese bedeutend verändert hat. Das ist aber nicht in dem Sinne der Fall, wie es in diesem Buch argumentiert wurde. Vielmehr ist Migration inzwischen ein wichtiger Bestandteil wissenschaftlicher Anerkennungsprozesse. Menschen, die in die Wissenschaft gehen, sind dazu aufgefordert zu migrieren. Die Diversifizierung der Wissenschaft steht also mit der gesellschaftlichen Diversifizierung nur bedingt in einem Zusammenhang (Kosnick, 2021). Ähnliches lässt sich auch für kulturelle Institutionen wie Theater beobachten. Bei der Übertragung des vorliegenden Ansatzes zu postmigrantischer Literaturgeschichte gilt es deswegen auch zu berücksichtigen, dass die Dimension Migration in den unter-

schiedlichen Feldern verschieden ausgestaltet ist. Auf Basis detaillierter postmigrantischer Analysen weiterer Felder ließe sich dann die Dynamik zwischen den Feldern in Bezug auf Migration besser verstehen. Bourdieu geht davon aus, dass sich Positionen nicht nur innerhalb einzelner Felder, sondern auch zwischen den Feldern relativ zueinander entwickeln. Diesbezüglich konnte zumindest gezeigt werden, dass es im österreichischen literarischen Feld in den 1990er Jahren viele Akteur*innen gab, die sich mit ihrer Öffnung für Immigrant*innen gegen die fremdenfeindlichen Entwicklungen in der österreichischen Politik stellten. Ein genauerer Einblick in die Entwicklungen im politischen Feld könnte jedoch auch in dieser Hinsicht weitere Erkenntnisse ermöglichen.

Schließlich begreift sich diese Studie in mehrfacher Hinsicht als ein Neuansatz in der Literaturgeschichtsschreibung, insbesondere, aber nicht ausschließlich aus feldtheoretischer Perspektive. Im Zentrum steht hier nicht die Frage, wie sich Literatur unter bestimmten gesellschaftlichen Voraussetzungen entwickeln kann. Es geht also nicht um die Literatur als Feld und ihre relative Autonomie von Politik und Ökonomie, die in einer unabhängigen Ästhetik Ausdruck findet. Vielmehr wurde die Literatur in einem gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprozess verortet: den Kampf um gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe von Immigrant*innen und ihren Nachkommen. Die relative Autonomie der Literatur ist hier deswegen nicht als solche interessant, wie das zum Beispiel in Heribert Tommek's Geschichte der deutschen Gegenwartsliteratur der Fall ist (Tommek, 2015), sondern als essenzielle Voraussetzung dafür, dass Immigrant*innen und ihre Nachkommen Literatur als ein zentrales Medium gesellschaftlicher Veränderung begreifen. Damit werden auch die unterschiedlichen Positionierungen der Autor*innen nicht in einer Hierarchie wahrgenommen, in der die Ästhetiker, wie Tommek sie nennt, die höchste Position einnehmen. Vielmehr wird die ästhetische Ausdifferenzierung immer als Teil eines gesamtgesellschaftlichen Auseinandersetzungsprozesses gesehen. Das gilt für den Kampf um relative Autonomie genauso wie für die Debatte über Migration. In beiden Bereichen kann das formale Experiment als ein Schritt betrachtet werden, der erlauben soll, ein Ziel zu erreichen, das mit den bis dahin eingesetzten literarischen Mitteln nicht erreicht wurde, sei es die relative literarische Autonomie oder die Aufhebung von Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und ihren Nachkommen. Dass die literarischen Mittel sich im Verlauf der Auseinandersetzung ausdifferenzieren, wird deswegen auch nicht primär als Ausdruck einer literarischen Positionierung verstanden, die per se höher zu bewerten ist, sondern als Reaktion darauf, dass die ersten Versuche, Autonomie zu erreichen bzw. gesellschaftliche Narrative über Migration in Frage zu stellen, gescheitert sind. Jede der Positionen ist für sich als ein Versuch zu verstehen, mit literarischen Mitteln in die Gesellschaft hineinzuwirken. Im Fall des Themas Migration bedeutete das konkret, dass die Autor*innen auf die dominanten gesellschaftlichen Narrative Einfluss nehmen wollten. Ob das gelingt oder misslingt, hängt nicht nur davon ab, welche literarischen Mittel zum Einsatz kommen, sondern auch davon, wieviel Verständnis zu einem bestimmten Zeitpunkt für diese Stellungnahmen in der kritischen Öffentlichkeit herrscht. Dieser literaturgeschichtliche Blick erlaubt, Literatur als relativ autonom und doch gleichzeitig als Teil gesellschaftlicher Auseinandersetzungsprozesse zu interpretieren. In diesem Sinne versteht sich der Neuansatz, der in diesem Buch vorgestellt wurde, als Anreiz, ähnliche Literaturgeschichten für andere Themenbereiche zu verfassen

und damit die Relevanz der Literaturwissenschaft und der Literatur für die öffentliche Auseinandersetzung wieder deutlich erkennbar zu machen.

